

Die Jugendkönigin [Fortsetzung]

Autor(en): **Bosshart, Jakob**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **26 (1936)**

Heft 43

PDF erstellt am: **26.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-648612>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 43 - 26. Jahrg.

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Herausgeber: Jules Werder, Buchdruckerei, in Bern

24. Oktober 1936

Die goldene Stadt. Von Walter Dietiker.

In Sommertagen stand die Stadt
Umhaucht von grünen Bäumen.
Des Lichtes voll, der Sonne satt,
Stand sie in goldnen Träumen.

Geruhsam reifte süsser Wein
An Hängen und Emporen.
Und Aehren sogen Sonne ein
Auf Feldern vor den Toren.

Im Herbste beut sie nun das Brot
Auf blütenweissen Tischen
Und ihre Weine, gelb und rot,
In laubverhängten Nischen.

Wohl dem, der sich die Stadt erkor —
Doch lange währt die Reise,
Und dem nur öffnet sie das Tor,
Der stille ward und weise.

Die Jugendkönigin. Novelle von Jakob Bofhart.

2

Der Bruder der Mutter, ein Schulmeister, hatte an einem Sonntag auf der Lore Besuch gemacht. Das Bild fiel ihm in die Hände, und da er, wie sein Beruf es mit sich brachte, von lehrhafter Art war, begann er die Schönheiten des Bildes, eine nach der andern, herauszubüffeln. Adeli schmiegte sich an ihn heran und unterbrach seine Betrachtungen mit den kindlichen Worten: „Sag', Onkel, wer ist denn der Bub' da mit Bogen und Pfeil?“ Die Mutter lächelte und weidete sich an der verlegenen Nase, die ihr Bruder dem neugierigen Mädchen fast ins Gesicht steckte. „Das ist der Tod“, sagte er endlich, da ihm keine schädliche Art einfiel, dem zehnjährigen Kind von Liebe zu sprechen. Er war glücklich, auf diesen Ausweg geraten zu sein. Das Mädchen aber lachte: „Das ist ja gar nicht wahr; der Tod ist ein Knochenmann und hat eine Sanduhr in den Händen.“ Der Lehrer, wenn er einmal im Wasser war, verstand zu schwimmen und ließ sich nicht verblüffen: „Das verstehst du nicht, Adeli. Sieh, es gibt drei Tode: einen für die Alten, das ist der, den du kennst; einen für die Männer und Frauen, der sieht aus wie ein Kornmäder und trägt eine mächtige Sense in den Händen; und endlich gibt es einen Tod für die Jungen, das ist der da hinter dem Rosenbusch. Welchen von den dreien möchtest du nun?“ fuhr er scherzend fort. Adeli wies mit dem Finger auf den lieblichen Knaben mit dem krausen Haar, den zierlichen Füßen und runden Händchen.

„Ja, ja“, lachte der heimlich schlimme Onkel, „den haben die jungen Leuten freilich am liebsten.“ Er machte

ein pffiffiges Gesicht und alle Anwesenden, mit Ausnahme der Mutter, fanden, er habe sich trefflich aus der Patsche gezogen, und stimmten in sein Lachen ein. Adeli schrieb die muntere Unterhaltung sich zugute und kam sich recht witzig vor. Sie schloß das Bild von da an dankbar ins Herz und stellte sich oft und lange davor. Eines Tages bat sie die Mutter, ihr das Blatt zu schenken, und erstaunte nicht wenig, als ihr die Bitte sogleich gewährt wurde. Seit jenem Sonntagabend hatte die Mutter immer ein Unbehagen empfunden, wenn ihr Blick auf den in ihren Augen vergewaltigten Wandschmuck fiel. Sie war eine fränkliche und empfindsame Frau, und es hatte sie geschmerzt, Liebe und Tod so durcheinander geworfen zu sehen. Sie hegte, wie fast alle Leidenden, in einem verborgenen Winkel ihres Herzens eine verzehrende Sehnsucht nach Liebe, um die sie an der Seite ihres nüchternen Mannes zu kurz gekommen war, und fühlte, daß dieses Sehnen nie gestillt würde, daß es auch ihr Los sei, einem jungen Tod anheim zu fallen. Kein Wunder, daß sie den Mahner gerne aus ihrer Stube entfernte. Adeli nagelte das Bild über ihrem Bette an die Wand, schrieb darunter mit Bleistift „Jungster Tod“ und so hing es noch dort, etwas vergilbt und mit Fingerspuren am Rand. Jetzt freilich nach Jahren hatte das Bild für sie nicht mehr den alten Sinn: sie wußte, was mit dem Knaben gemeint war, und befand sich auf besten Wegen, zu erfahren, wie seine Pfeile tun; darum aber wurde das Blatt nur um so bedeutsamer für sie. Es ging ihr wie der

Mutter: in ihrem Geiste verbanden sich Jugend, Liebe und Tod miteinander und das gab ein so geheimnisvoll anziehendes Gemenge, daß das zum Weib ausreifende Mädchen sich ganz darin fing. Die rätselhaften Regungen und Ahnungen, Hoffnungen und Befürchtungen und Sehnsüchte seines Alters fanden sich alle in dem Bilde versteckt und gaben der suchenden Phantasie Nahrung.

Adeli hatte sich wieder so tief in den Stich oder besser in sich selbst versenkt, daß sie ihre Schwester nicht eintreten hörte und zusammenfuhr, als sich Mathilde neben sie auf den Bettrand setzte.

„Du hast wieder in das Bild hineingeträumt“, sagte Mathilde, „tu' das nicht mehr, Kind.“

Adeli wich aus und seufzte: „Wenn nur die Mutter noch da wäre!“

„Ja, wenn die Mutter noch lebte“, wiederholte die Schwester, „dann käme die zweite Maschine nicht ins Haus! Du mußt aber nicht meinen, ich habe sie verlangt. Glaub' mir's, ich habe in der Fabrik nie ein Wort davon gesagt. Da hat er darum geschrieben.“

„Ich glaub' es dir gern. Aber nun mußt du mir helfen!“

Mathilde fuhr der Schwester mit der Hand über das braune Haar und sann und fand keinen Ausweg; alle Mittel scheiterten an dem harten Kopf des einen, sie wußte es wohl.

„Du kennst unsern Vater“, sagte sie endlich kleinlaut.

„Wir wollen die Maschine zerschlagen“, meinte die Kleine mutig, „die deine auch, dann ist's zu Ende mit dem Rassel und dem Schmierölgeruch, und du mußt nicht mehr das schwere Brett treten und von morgens früh bis abends spät Fäden knüpfen!“

„Kleine Närrin!“

„Hör', heut' abend, als wir heimgingen, hat er gesagt, ich werde am Fest die Schönste von allen sein.“

„Wer?“

„Ach, tu' nicht so! Du weißt es ja schon!“

„Müllers Wilhelm?“

„Ja, der redet immer so nichtsbrauchiges Zeug. Aber fein wär's doch! Eine Müllerin muß keine Maschine treten.“

„Du bist ein dummes Ding mit deinen sechzehn Jahren!“ schalt Mathilde. Sie spürte Lust, der Kleinen den Kopf zurecht zu setzen, ihr zu sagen, daß sich in Schönaun nicht die Menschen, sondern die Aeder heiraten, die großen unter sich und die kleinen unter sich. Aber an diesem Abend brachte sie es nicht übers Herz, hart zu sein.

„Du wärst auch schön“, schmeichelte Adeli, „wenn der Rasselstuhl nicht wäre. Der ist ein böses, verhextes Wesen, der macht dich so bleich, und die Stubenluft, der Delgeruch und das Lampenlicht helfen ihm. Nein, nein; ich lasse mich nicht in die Stube einsperren! Und auch du mußt wieder loskommen!“

Sie sprang, von einem Gedanken emporgeschneilt, auf: „Ich geh' hinunter, ich will mit ihm hadern. Er ist nur so, weil niemand wagt, ihm unter die Zähne zu treten. Oh, ich will es ihm herausagen! Es soll kesseln!“

„Nein, laß mich sorgen, du verdirbst alles“, bat Mathilde und vertrat der Kleinen den Weg. „Leg' dich zu Bett; ich will mit ihm sprechen.“

Adeli ließ sich bereden und Mathilde stieg hinab. Ihre ungleichen Tritte verhallten auf der Treppe, eine Tür freischte und dann drang die Zwiesprache herauf: Mathildens kurze Bitte, die noch kürzere, grollende Antwort, und so wechselten die hohe und die tiefe Stimme eine Weile miteinander ab, immer lauter und heftiger werdend. Bald jedoch merkte die Lauscherin oben, daß die dumpfe Stimme das Feld behauptete, während die helle schüchtern und immer schüchterner wurde und endlich verstummte. Nun kam eine namenlose Angst über Adeli. Bis jetzt hatte sie nie recht an die zweite Maschine geglaubt, jetzt ward ihr klar, daß es im Ernst gemeint war. Sie sah das Ungeheuer durch den Hausflur in die Stube wackeln, langsam und gespenstig, drin an der Wand seinen Platz nehmen und nach ihr glohen und starren, bis sie von dem Blick bezwungen sich hinstellte, den Fuß auf das Trittbrett setzte und so dem unheimlichen Tier Leben und Bewegung gab. Und sie bliebe im Banne des Ungetüms, bis ihr Rücken krumm und ihre Wangen blaß sein würden, wie die der Schwester. Sie stieß ein Gebet heraus: „Herrgott, laß mich grad bleiben!“ Sie wollte hinzufügen „und schön“; aber sie empfand den Gedanken in diesem Augenblick als Sünde und unterdrückte ihn.

Mathilde trat wieder ein, noch zerboGENER als zuvor. Sie wagte kaum, ihre Schwester anzusehen, und suchte nach Worten, ihr das Mithlingen ihres Bittganges mitzuteilen.

„Ich weiß alles“, sagte Adeli tapfer, „wir wollen jetzt schlafen.“ Und sie legte sich, ohne weiter ein Wort zu sagen, hastig nieder, um bald die Augen schließen zu können. Mathilde sah, wie die Tränen unter ihren Lidern sich drängten und durch die zusammengepreßten Wimpern hervorquollen. Sie setzte sich auf den Rand des Bettes und blieb so, bis sie an dem leichter gewordenen Atem merkte, daß der Schlaf über die Kleine gekommen war.

Nun schossen auch ihr die Tränen hervor. „Ja, ja, es wird so kommen, sie wird elend werden wie ich, und ist jetzt so schön, so schön!“

In der Kammer nebenan stand derweil der Lorenbauer am Fenster und schaute auf das Dorf hinab, über dem der helle Vollmond stand. Der Streit mit Mathilde hatte ihm den Schlaf verjagt. Sie hatte ihm Härte, Geiz, Grausamkeit vorgeworfen und er brauchte Zeit, um das Gleichgewicht wieder zu erlangen. Das Gefühl, er versündige sich an den Kindern, und der Gedanke, nachzugeben, führten ihm einen Augenblick durch den harten Kopf; aber nur einen Augenblick. Heini-Joggel gehörte nicht zu denen, die sich untreu werden, und in seinem Hause duldete er keinen Willen neben dem seinen. Er war habgierig, gewiß, aber dessen schämte er sich nicht; er war vielmehr stolz darauf, wenn er es auch niemand sagte. Der Geiz war in seinen Augen eine Art Lebensprinzip und eine Tugend. Er hatte ihn von seinem Vater übernommen, der ihm auf dem Sterbebette die Richtung fürs ganze Leben vorgezeichnet hatte.

„Dein Großvater“, so hatte der Sterbende zu ihm geredet, „wohnte drunten im Dorf, im schönsten Haus. Es steht noch und trägt unsern Namen in einem Balken über der Haustüre. Er ist durch die Schlechtigkeit seiner Nachbarn und durch seine Gutmütigkeit um Haus und Habe gekommen. Verspottet und verachtet zog er auf den mageren Lorenhof und ließ sich, um nicht verhungern zu müssen, zum

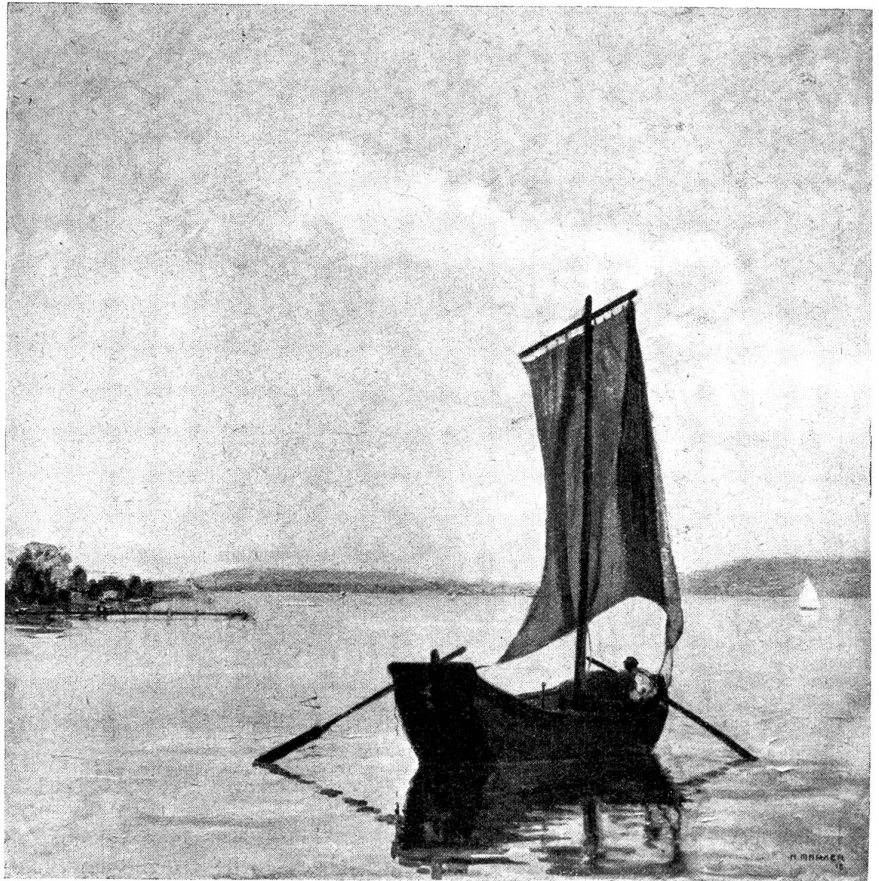
Gemeindeförster wählen. Aber die Heini-Joggel gehören nicht auf die Lore! Wir dürfen nicht ruhn, bis wir uns gerächt haben und wieder mitten im Dorf sitzen, woher wir kamen. Drum halte deine Sachen zusammen und schinde dich, wie ich mich geschunden habe, und gerät es dir nicht, so gerät es vielleicht deinem Sohn. Versprich mir's, so mag ich ruhig sterben."

So der Alte. Für den Jungen aber wurde der Geiz, den die Natur vorsorglich schon in ihn gepflanzt hatte, die Erfüllung eines Gelöbnisses. Die Habsucht war bei ihm nicht jenes zwecklose, selbstquälerische, häßliche Laster armseliger Seelen; sie war ein Familiengesetz, ein beständiges Opfer für die Späteren, so wenigstens redete es sich der Förster ein. Er lebte nicht eigentlich sein eigenes Leben und sorgte nicht für sich selber, er betrachtete sich nur als Vater eines Sohnes, der wieder einen Sohn und einen Sohnesohn haben würde, und mit dieser Kette rechnete er, wie im Grund jeder Bauer. Denn wie sonst würde einer einen Baum pflanzen oder einen Wald anlegen, der vielleicht erst seinem Enkel nützen wird?

Heini-Joggel jagte also nach Geld, auf den mühsamen und wenig ergiebigen Wegen, die seiner kärglichen Natur entsprachen, und wer an seinem Tische saß und aus seinen Schüsselfeln aß, der mußte bei dieser Jagd mittun. Ging er aber draußen im Wald unter den Bäumen dahin, die sein Großvater und sein Vater gehegt hatten, da mochte es dem nüchternsten aller Gemeindeförster geschehen, daß er zu träumen begann. Er sah einen Heini-Joggel von der Lore mit stolzem Gang und erhobenem Haupt ins Dorf hinuntersteigen, den Fuß in das schönste Haus des Fleckens setzen, und zu den Nachbarn sagen: „Da bin ich wieder!“ Er sah ihn vor die Gemeinde treten und ihr mit kurzer Gebärde das schlechtbezahlte Försteramt vor die Füße werfen: „Da nehmt euern Bettel!“

Der Heini-Joggel hatte sich in seinem Leben nur einmal verrechnet, unverzeihlich, damals, als er sich zum zweiten Male verheiratete und die junge Nähterin des Dorfes, ein schönes, aber zartes Mädchen, heimholte. Die andern Burschen waren an ihr vorbeigegangen, weil sie ihnen für ihre großen Höfe und schweren Kärste nicht dienen konnte; er dagegen hatte sich gesagt: „Sie schneidert nach der Hochzeit weiter, bringt mir täglich Geld ins Haus und mein Lebensplan wird der ihre sein.“ Aber in der Zimmerluft, bei dem rastlosen Büden über Röcken, Sacken und Hemden, bei dem lieblosen Leben fing sie an zu kränkeln und hinzusiechen. Jetzt lag sie schon fünf Jahre unten im Friedhof, und, um das Unglück vollzumachen, waren die beiden Töchter nach ihr geartet oder ausgeartet.

Noch nie hatte er das deutlicher empfunden als jetzt, und er haßte die beiden Mädchen, und fast haßte er die



Marxer: Ruhendes Boot.

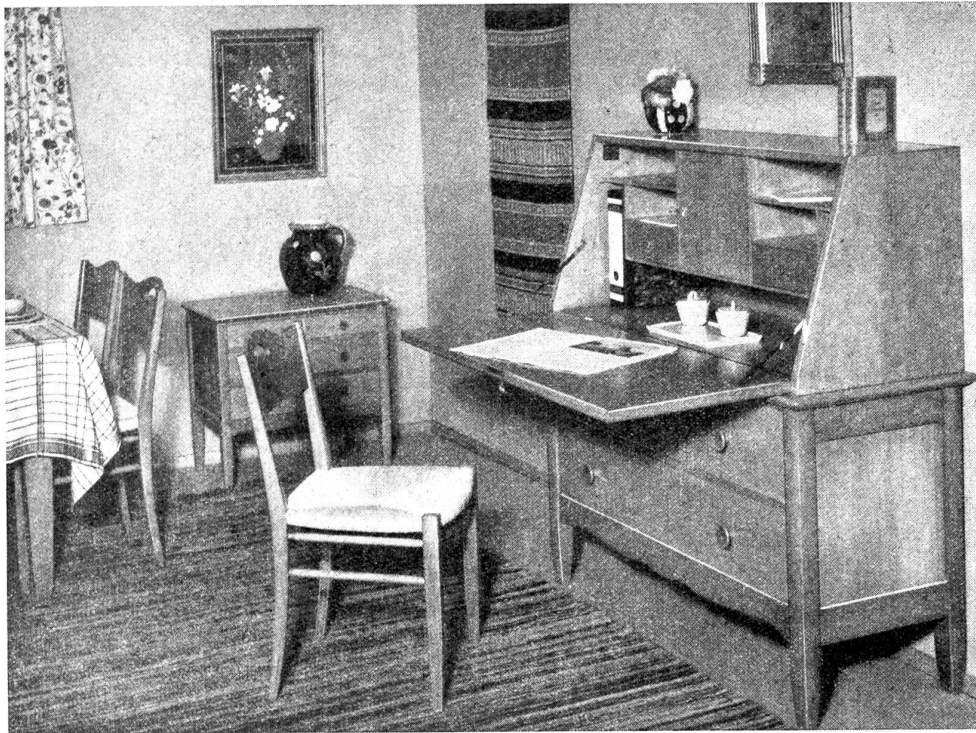
Mutter unterm Erdboden. Seine ganze Hoffnung stand auf zwei Augen, denen des Sohnes.

„Ja, der soll es einmal zu Ende führen, er hat, gottlob, die Art dazu; aber helfen müssen wir ihm alle, da heißt es, sich beugen oder brechen. Sich beugen oder brechen, Adeli! Ich kann in Gottes Namen nicht helfen! Ich hab's meinem Vater gelobt und er soll zufrieden mit mir sein, wenn ich einmal zu ihm hinüberhinfle!“

Damit war er für diesen Abend mit sich im reinen. Er warf einen letzten Blick durchs Fenster, und seine Augen verschlangen noch einmal die breiten, mondbeschienenen Dächer der Scheunen, die so viel Reichtum und Wohlfahrt zudeckten. Dann warf er sich schwer aufs Bett.

II.

Am folgenden Tag, einem glitzernden Auffahrtsfeste, hauste der Mißmut auf der Lore und füllte das düstere Haus bis zum Giebel. Kein Wunder, daß die beiden Schwestern am Nachmittag die beklemmenden Wände und die Gesichter der Männer flohen, um sich unter einem blühenden Apfelbaum ins Gras zu setzen, von wo der Blick auf das Dorf und das dahinterliegende, blühende Land frei war. Sie redeten nicht viel und verstanden sich doch, in jenem stummen Einverständnis zweier Wesen, die unter einem gemeinsamen Druck stehen und ihm trosten möchten. Ein wehmütiges und fast süßes Gefühl kam über sie, da sie sich in ihrem Fürchten und Denken und Hoffen so einträchtig wußten, und wie aus einem Traume hörten sie auf das muntere



„Neuland-Möbel“ für eine gute Stube mit Schreibkommode. (Klischee aus der Zeitschrift Das ideale Heim.)

Schlagen der Finken in den Nestern und das Summen des sonntäglichen Dorfes zu ihren Füßen. Nach einer Weile traten auch die beiden Männer aus dem Haus und warfen sich unter einen andern Baum ins Grüne. Auch sie waren jetzt mehr als je eins in Gedanken und Gefühlen: der Vater hatte dem Sohn seinen Zukunftstraum enthüllt. Sie wußten wohl, was die beiden Mädchen fannen, und setzten dem Troß, den sie auf zwanzig Schritt witterten, den ihrigen entgegen. So saßen die beiden ungleichen Paare und blickten in die munter bewegten Gassen hinab, die Männer mit scharfem Blick, wie Habichte, die Schwestern wie junge Singvögel, die über den Rand des Nestes in die Welt gucken, von der Sehnsucht zu fliegen, weit weg zu fliegen, erfüllt. Langsam verstrich der Nachmittag.

Beim Abendbrot machte Adeli, deren Gemüt von Natur zur Heiterkeit gestimmt war, den Versuch, die Zungen zu lösen, aber sie merkte bald, daß dem Vater der Kriegszustand eben recht war, und so setzte auch sie sich wieder eine trockene Miene auf. Gleich am andern Morgen begannen denn auch die Feindseligkeiten wieder.

„Du hast heute deine Lehrzeit zu beginnen“, redete der Alte Adeli an, sobald er ihrer ansichtig wurde. „Stell’ dich an Mathildens Stuhl und laß es dir süß werden.“

Er war auf Widerstand gefaßt und deshalb nicht sonderlich darüber erfreut, daß das Mädchen ihn nicht zwang, das bereitgehaltene grobe Geschütz ins Feld zu führen. Sie tat, wie er befahl, spannte die Seidensträhnen auf die Häspel, fing an, das Trittbrett zu wiegen, indem sie abwechselnd mit Fußspitze und Ferse daraufdrückte, sah nach den zerissenen Fäden und knüpfte sie mit spitzen Fingern zusammen, sie hatte alles längst vom Zusehen gelernt. Als Mathilde in mütterlicher Gesinnung herbeikam, um sie von der Arbeit zu verdrängen, blieb die Kleine standhaft und sagte munter:

„Du sollst diese Tage einmal Wohlleben haben! Ob ich ein paar Stunden früher oder später dran muß, was liegt daran!“

„So versprich mir, mit den Füßen abzuwechseln, eine Viertelstunde mit dem rechten, eine Viertelstunde mit dem linken.“

„Gut, aber du mußt mir helfen!“ versetzte Adeli lachend. „Setze dich hierher, schau nach der Wanduhr und sind fünfzehn Minuten vorbei, so rufst du mir zu: Fußwechsel, eins, zwei! Wie beim Turnen.“

Mathilde ging darauf ein, und die Mädchen machten sich aus ihrem Aerger einen Spaß, bis Adeli von Müdigkeit befallen wurde und ihr gegen ihren Willen der Ernst zu Gesichte stieg. Sie fühlte Schmerz im Rücken oder bildete es sich ein und fürchtete, schon beginne sich ihre Schönheit in Häßlichkeit zu verkrümmen.

Am Abend war Probe für das Jugendfest. Adeli beugte die Knie vor Müdigkeit, und ihr Geist war von der einförmigen Arbeit so stumpf, daß sie die Worte ihrer Rolle nur mühsam zusammenfand und sich manche Ermahnung gefallen lassen mußte. Auf dem Heimweg begleitete sie, wie gewöhnlich, Müllers Wilhelm, der am kommenden Sonntag die jugendlichen Heerschaaren anzuführen hatte. Die beiden waren gleichaltrig, hatten jahrelang den Weg zur Schule miteinander gemacht, sich manchmal gezannt, aber häufiger wohl vertragen und schienen nun auf guten Wegen, die kindliche Kameradschaft mit der Leidenschaft zusammenzuspannen.

Wie sie, ohne viel gesprochen zu haben, bei der Sägemühle ankamen, wo die Baumstämme wie schlafende Riesen neben- und durcheinanderlagen, ließ sich Adeli auf einen derselben nieder und seufzte, sie müsse sich einen Augenblick ausruhen, ihre Füße trügen sie nicht mehr. Er, dem solche Schwäche an dem Mädchen noch nie vorgekommen war, fragte besorgt, was ihm denn sei.

„Ich kriege die nächste Woche eine Maschine und heut’ hab’ ich die Lehre begonnen.“

„Man will dich auch an den Stuhl spannen?“ begann er zu wettern. „Das ganze Dorf hält sich darüber auf, daß ihr den einen nicht schon längst zerschlagen habt, und nun soll ein zweiter in eurer Stube rasseln. Kreuz, Donner und Hagel!“ Es ging ihm wie Adeli, er konnte es sich nicht anders vorstellen, als daß die Kameradin bei dieser Arbeit, wie ihre Schwester, zum Krüppel würde, und diese Vorstellung verursachte ihm einen Schmerz, als ob sich sein eigener Rücken zerbröckelte.

„Dieser Stumpfsinn!“ hob er wieder an und ließ dann ein ganzes Hagelwetter über das Arbeiten in den Fabriken im allgemeinen und über das Seidenwinden in den Bauernstuben im besonderen los, wobei er zuweilen die Faust gegen die Lobre hinausschwang.

Nachdem er seine kräftigsten Worte von der Kette gelassen, suchte er sanftere hervor. Er fing an, Adeli zu schmeicheln, spielte linksch auf ihre Schönheit an und wie schad' es wäre, wenn daran gesündigt würde. Schließlich unternahm er es, sie gegen den Vater aufzuheizen: sie solle ihm den Gehorsam verweigern, er selber wolle mit seiner Mutter sprechen, ob sich nicht für sie in der Mühle ein Plätzchen fände. Dabei wurde er immer zärtlicher und rückte auf dem Baumstamm näher und näher an sie heran. Adeli hörte ihm schweigend zu, die Worte waren ganz nach ihrem Sinn und taten ihr wohl. (Fortf. folgt.)



„Neuland-Möbel“. Wohnzimmerecke mit Couch. — Entwurf: F. Bussinger S.W.B.

(Klischee aus der Zeitschrift Das ideale Heim.)

„Neuland-Möbel.“

In einer landwirtschaftlichen Ausstellung sind mir die „Neulandmöbel“ zum erstenmal aufgefallen. Schlicht und schön in der Form, alles wohl überlegt und preiswert. Sie sahen so ganz anders aus, als die billige Massenware, die dem Städter wie dem Landmanne etwa angeboten wird. Sie erinnerten an Großvaters währschaften, heute noch in Ehren gehaltenen Hausrat. Sie erinnern bloß daran, ohne ihn nachzuahmen. Das Eigenschaftswort „währschaft“ allerdings, das verdienen sie. Es handelt sich um die „Neuland-Möbel“, entworfen von F. Bussinger S.W.B. in Firma J. Meier & Cie. A.-G. Bern.

Die „Neuland-Möbel“ suchen dem Bedürfnis nach bodenständigem Hausrat nachzukommen. Sie suchen auch unserem Geschmack zu entsprechen. Mit dem Geschmack ist es zwar eine eigene Sache. Es liegt in der Natur der menschlichen Natur, immer ein klein wenig mehr sein zu wollen, als man es in Wirklichkeit ist. Das drückt sich nicht zuletzt im Bestreben aus, seinen Hausrat dem Geschmack der gesellschaftlichen Schicht anzupassen, der man gerne angehören möchte. Darin soll kein Tadel liegen. Allein wir dürfen auch feststellen, daß die eben geschilderte Einstellung durchaus nicht die allgemeine ist. Dank richtiger Aufklärung bricht sich doch die Erkenntnis Bahn, nicht dem Schein, sondern der Wirklichkeit zu dienen. So bemühen sich die Entwerfer und Ausführer erfolgreich, auch bei niedrigsten Herstellungskosten ein Möbel zu schaffen, dessen Charakter und praktische Verwendbarkeit den Anforderungen des Alltags und dem Sinn und Geist des Schweizer entspricht. Durch Rationalisierung werden Preisvorteile erzielt, ohne deswegen den Möbeln den Stempel eines Typenerzeugnisses zu geben, was dem Schweizer ohnehin gegen den Strich ginge. Die Formen und die Maßverhältnisse sind bewußt etwas unbeholfen. Just diese leichte Unbeholfenheit gibt den Möbeln den naiven ländlichen Zauber.

In einfachen, einheimischen Hölzern ausgeführt, kann mit Hilfe bunter Druck- und Handwebstoffe eine sehr ansprechende Raumwirkung erzielt werden. Sind die „Neuland-Möbel“ in erster Linie für ländliche Verhältnisse bestimmt, so scheinen sie uns nicht minder am Platze in der Wohnung des Städtlers, der sich ohne „Hilfe“ eines Abzahlungsgeschäfts einrichten will. Jedenfalls haben wir Berner allen Grund, Bestrebungen wie die der „Neuland-Möbel“ nach Kräften zu fördern.

J. O. K.

Mitteilung an die Leser der „Berne Woche“.

Wir beginnen auf der nächsten Seite mit der Veröffentlichung einer umfassenden und in gewissem Sinne aktuellen Darstellung des Lebens und der Taten des im stadtbernerischen Volksmund sagenhaft fortlebenden Generals Lentulus, dessen Todestag sich im Dezember zum 150. Male jähren wird. Es sind u. a. Dokumente und Aufzeichnungen aus dem Staatsarchiv Bern und aus der Handschriftensammlung der Stadtbibliothek Bern, die in diesem auch kulturgeschichtlich interessanten und lebendigen Lebensbild erstmals zur Veröffentlichung gelangen.

Wir gedenken, diese wertvolle Arbeit auf Weihnachten als hübsche illustrierte Broschüre herauszugeben — daher auch der ungewöhnliche Satz, der dann für das Büchlein verwendet werden soll. Interessenten bitten wir, sich gefl. schon heute melden zu wollen, damit es ihnen gleich nach Erscheinen zu einem mäßigen Preis zugestellt werden kann.

Die Redaktion.